

Liebesbrücke

Autor(en): **Frapan, Ilse**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 19

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Labfal im Regen.

Das Wetter ist niedergegangen,
Die Wolken, die grollend und grau
Ins schwüle Gebirge gehangen,
Sie stillten der Wälder Verlangen,
Gelöst in unendlichen Tau —
Der Himmel ward heiter und blau.

Wohl zittern, wie flammend, die Lüfte,
Doch kühlet ein Wehen sie lind
Und trägt durch die dampfenden Klüfte
Der Kräuter gewürzige Düste,
Wo rege die Wipfel noch sind,
Erschauern die Sträucher im Wind.

Breit flutet der Bach von den Fällen,
Der wirbelnd im Tale noch schwillt,
Rings tausend lebendige Quellen
Enteilen mit murmelnden Wellen:
Der Balsam, der köstliche, quillt,
Der Durst ist in Strömen gestillt.

Martin Greif.

Liebesbrücke.

Von Ilse Frapan.

„Von meinem Lande wollen Sie wissen? Von meinen Bergen? Von meinen Leuten?“ fragte Agbar verwundert, und seine Stimme wurde leise und lieblosend. Er blickte vor sich nieder. „Was ist da zu erzählen! Rauhe Berge, tobende Wasser, steile Täler. Und tief in den Tälern versteckt ist unser Dorf, unser Aul. Kommst du über den Rücken des Berges — du siehst es nicht. Halb im Felsen stecken die Häuser. Kommst du vom Tal herauf, siehst du die Türen — ein Fenster siehst du nicht — das ist da oben im Dach — ein kleines Loch!“ Er lächelte verächtlich. „Und die Leute? Die Ansrigen? Wilde Menschen sind wir alle, nicht so wie hier! Immer zu Pferd, immer die Hand am Dolch! Im guten Fall Jäger, im schlimmen Fall Räuber. Auf dem Kopfe die hohe Lammfellmütze, um die Schultern den Filzmantel, im Gürtel schöne Dolche, mit Silberarbeit, mit Goldarbeit, an der Seite den Pistolenkasten, jäh, rauh, aufbrausend gegen Feind und Freund, schnell wie die Gazelle der Berge, wie der Adler über dem Kasbek.“

Agbar warf den Kopf in den Nacken. Seine glänzenden schwarzen Augen erweiterten sich; er blickte über weite, weite Länder und Meere hinweg in seine Berge.

Blöcklich lächelte er, wie erwachend. „Nicht wie hier“, sagte er, sich flüchtig umschauend; „hier ist alles so weich! Sogar die Hunde. Ihre Hunde zerreißen keine Menschen, nicht wahr? Das ist merkwürdig.“

Seine weißen Zähne blitzten; er zerrte an dem schwarzen, lockigen Schnurrbart.

„Von meinem Lande? Von Daghestan?“ —
Es ist schön!“

Dann erblaßte sein gebräuntes Gesicht wie in heftiger Erregung. Die hohe Stirn zog sich zusammen. Er zuckte die Achseln.

„Nein, es geht nicht! Können ich es Ihnen zeigen! Aber mit Worten — das ist zu schwer. Wenn ich sage ‚Elbrus‘, ‚Kasbek‘, dann sehe ich vor mir ihre Majestät, und ihr weißer Schnee-
ganz blendet meine Augen. Aber was sehen Sie bei diesen Namen? Sie sagen in Ihrer Sprache ‚Schwarzes Meer‘! Warum sagen Sie ‚schwarz‘? Es ist blau — blau — —

Gut, ich will versuchen!

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen aus Daghestan, von unsren Lesghiern. Von den Tapfersten der Tapferen, den Edelsten der Edlen, den Schönsten der Schönen.

Eine Geschichte von Liebe! Eine ganz einfache kleine Geschichte von Liebe bei milden Leuten.

Eine Geschichte, die ich gesehen habe, mit meinen Augen. — —

Hören Sie! hören Sie einmal! Was singt da? Ein Fliebvogel? Dieser kleine Vogel singt auch über dem wilden Heimattal, aus dem ich komme. Es ist Mittagzeit. Totenstille. Glühender Sonnenbrand. Und durch die Stille hin und wieder dieser frische, kunstlose Gesang der Flieblerche. Hören Sie?

Das Tal ist wild, und je höher du steigst, desto unzugänglicher wird es. Es verengt sich zur Schlucht, so nah rücken die Felsen zusammen.

* Kaukasus-Gebiet, am Kaspiischen Meer.

Es ist nicht mehr bewohnbar, es ist nur noch ein Abgrund. Und die letzten Dörfer, die letzten zwei Dörfer liegen hüben und drüben, angeklebt an die Felsen, wahre Ablersnester, Gumuch und Balai.

Zwischen Gumuch und Balai ist der Abgrund. Wer vom einen zum andern Dorfe will, der muß mühsame und gefährliche Felspfade klettern oder auf weitem Umrank hinabsteigen ins wegsamere Tal, um dann an der andren Seite, mit den Sprüngen der Bergziege, Zacke um Zacke aufwärts zu klimmen. Vier, fünf Wegstunden liegen zwischen Gumuch und Balai.

In Gumuch lebte die schöne Leili, in Balai lebte der Jüngling Dschandar. Aber zwischen Leili und Dschandar lagen mehr als vier, fünf Wegstunden über die Felsen, lagen andre Gefahren als Nebel und schwindliger Pfad. Wir sind Mohammedaner. Keine Türken, aber Mohammedaner. Unsre Frauen sind streng gehütet, wie wohl unverschleiert und unversperrt. Sie gehen mit ihren Gespielinnen, um Erdbeeren, um Brombeeren zu sammeln. Sie steigen mit ihren Gespielinnen hinunter ins Tal, wo der Brunnen ist, der aus der Felswand sprudelt, gerade hinab in den gehöhlten Baumstamm, aus dem die Pferde, die Büffel trinken. Mit den großen tönernen Henkelkrügen, die auf den Achseln lehnen, kommen die Mädchen an den Brunnen, um zu plaudern, zu lachen, sich zu necken. Aber sie kommen nie allein. Ein schönes Mädchen hat so viele Hüter, wie Augen im Dorfe sind. Wehe der, die ihre Sittsamkeit auch nur einen Augenblick zu vergessen scheint: schon die kleinen Buben tragen den Dolch und wissen ihn zu gebrauchen. Ihre Natur — unsre Natur — das ist wie Pulver! Ein Funke hinein, und alles brennt. Wir sind Wilde.

Die Eltern wählen den künftigen Gatten: nur zu gehorchen hat das Mädchen. Leili hat nicht gewartet, selber hat sie gewählt. In der Mondnacht am Brunnen — man geht gern in der Nacht, wo nicht das Vieh zur Tränke kommt, wo die Büffel schlafen, die sonst mit ihren plumpen Hufen den Boden rings um den Brunnen zerstampfen, daß der Schlamm ausspriket —, da hat Leili den Jäger zum erstenmal gesehen.

Blutig kam er, bestaubt und erregt von der glücklichen Jagd mit seinen Gefährten. Sie sieht — er ist schön, schlank — hoch — geschmeidig — höher — schlanker — geschmeidiger als alle. Nicht ermüdet hat ihn die heiße Verfolgung

des Wildes. Während die andern ruhen, ist er wieder aufs Pferd gestiegen, und in rasendem Lauf, hinsausend unter den Quittenbäumen, zerdrückt er spielend mit der Hand die gelben, steinharten Früchte. Die eine Hälfte fällt, die andre bleibt schwankend am Zweig — es lachen und flüstern die Mädchen — und Leili steht, und der Krug fließt über...

Dschandar! Wenn der Name ertönt, spikt Leili die Ohren, und der Name ertönt oft. Dschandar! das ist der, der dem wilden Eber nur eine aufreizende Kugel von weitem schießt, um ihn abzufangen mit dem Dolch, wenn er sich auf den Feind stürzen will, so — Aug in Auge — mit dem kurzen Dolch!

Dschandar! Sein ist der schnellste, der treueste Kenner; Leili kennt das freudige Wiehern, mit dem Folkassan seinen Herrn begrüßt. Keinen Fremden duldet er auf seinem Rücken — den Räuber, der ihn entführen gewollt, hat er an die Felswand geschmettert —, aber unter Dschandar ist er folgsam und sanft.

Dschandar! Wenn Leili an ihrem Teppichrahmen webt und mit dem zackigen Hämmerlein die Fäden festschlägt, so klopft das Hämmerlein: 'Dschandar'!

Wenn sie das Korn in der Handmühle mahlt, so schnarrt der Mühlstein: 'Dschan—dar'! Wenn sie im tönernen Becken den Mohnsamen mit dem Stein zerreibt, so surrt der drehende Stein: 'Dschandar'!

Und sie blickt auf zum bewölkten Himmel und singt:

Wolken wie Abers durchziehen den Himmel.
Aus den Abers tropft das Blut —
Wenn du mir das Herz zerbrächest,
Wer — wer könnt es zusammenflicken?

Dschandar war tapfer, und Leili war schön. Er hat wohl ein wenig zur Seite geblinzelt, nach dem Brunnen hin, wo die Mädchen standen, ob sie's auch sehen, wie er die Quitten so scharf mit einem Dolchsnitt durchtrennt. Auf einem herrlichen Mädchenantlitz unter dem münzenumränderten Kopftuch hat der Mond lieblosend gespielt, — auf zwei roten, spitzen Pantöffelchen hat der Mondstrahl getanzt. Und ihre Augen haben selbstvergessen auf ihm geruht.

Solche Augen hat die Gazelle, die er unten im Tal verfolgt; mit solchen Augen hat ihn der Fasan angeblickt, der unter seiner Hand verblutet ist.

Neulich hat er drei Nächte nacheinander dem Märchenerzähler zugehört, der von Derbent her-

aufgekommen iſt; und die ſchöne Fatima im Märchen, die nur ſchaut, aber nicht reden will, er nennt ſie heimlich Leili!

Wenn er ſie einmal treffen könnte, — wenn er ſie könnte reden machen! Aber das verbietet die Sitte. Und auch Dſchandar beginnt zu ſingen:

Der Weg nach Gumuch iſt leicht und nahe,
Die Waſſer verſperren mir den Weg;
Zu meiner Geliebten möchte ich wandern,
Ein Tiger ſteht in der Mitte des Wegs!

Ja, wie ein Tiger blickte der alte Huſſain Leili, ſeine Tochter, an, auf der Hochzeit in Balai, zu der die Leute von Gumuch zu Gaſt gekommen. Dort haben Dſchandar und Leili einander wieder geſehen. Aber der Tiger ſtand in der Mitte des Wegs, und Dſchandar hat Leilis Stimme nicht einmal gehört. Ein unaufhörliches Schüſſefnallen, wildes Geſchrei, Branntweingelage gab es dort. Aber Dſchandar hat dem Märchenerzähler gewinkt, und um ihn, auf ſeinem Teppich, hat ſich das junge Volk verſammelt. Schweigend hat Leili dem Derwiſch den kupfernen Becher gefüllt, und dann, auf ein Zeichen Dſchandars, hat er angehoben zu erzählen von Fatima, die nicht reden gewollt, biß der ſchlaue Ali ſie zum Sprechen verlockte.

Der Derwiſch ſprach: „Und Ali nahm eine Feuerzange, redete ſie an und erzählte ihr ein Märchen. Das Märchen rann ſo: Ein Zimmermann, ein Schneider und ein Prieſter übernachteten in einer Herberge. Damit nicht Räuber ſie überfielen, mußte je einer von ihnen draußen Wache ſtehen. Zuerſt ging der Zimmermann hinaus. Und weil er ſich langweilte, begann er zu ſchnitzen, und er ſchnitt aus Holz eine ſchöne Frau. Als zweiter kam der Schneider hinaus. Wie er die ſchöne hölzerne Frau ſah, beeilte er ſich, ſie anmutig zu kleiden. Er gab ihr ein rotes Kleid und einen breiten Silbergürtel; weiße Seide war das Kopftuch mit ſilbernen Münzen, gelbe Rands das Beinkleid und rot die kleinen Pantoffeln.“

Hier blickte Dſchandar verſtohlen auf Leili, und Leili errötete, denn der Erzähler hatte ihre eigene Kleidung beſchrieben.

„Nun kam die Reihe der Nachtwache an den Prieſter. Als er die hölzerne Frau ſah, ſo ſchön geſchnitten und ſo ſchön gekleidet, da jammerte es ihn, daß ſie von Holz war, und er flehte zu Allah: Gib ihr eine Seele!“

Und Allah erhörte ſein Gebet. Da kamen der Zimmermann und der Schneider herausgelau-

fen, und jeder der drei wollte die Frau haben. Ich habe ſie aus Holz geſchnitten, ſagte der Zimmermann. Ich habe ſie anmutig und reizend gekleidet, ſagte der Schneider. Ich habe ihr eine Seele gegeben, ſprach der Prieſter.

Wem gehört nun die Frau? Als die ſchöne Fatima dieſe Frage hörte, die der ſchlaue Ali an die Zange gerichtet hatte, da erhob ſie ihr Haupt und rief: — In dieſem Augenblick rief, den Erzähler unterbrechend, Leili mit heller Stimme:

„Die Frau gehört dem Prieſter!“

Und aller Augen wandten ſich auf Leili, und alle riefen ihr nach: „Die Frau gehört dem Prieſter!“ Dſchandar aber blickte leuchtend Leili an, und Leili blickte freudig auf Dſchandar, und beide verſtanden ſich, und beide dachten in ihren Herzen:

Und Leili gehört dem Dſchandar!

Sie haben ſich nicht nur verſtanden, ſondern auch verſtändigt. Bald gab es nächtliche Zusammenkünfte unter tauſend Gefahren. Vom Dache, wo ſie mit der Mutter ſchläft in der lauen Sommernacht, gilt es ſich hinwegzuſchleichen, vorüber an der Stelle, wo der Bruder Murad bei den Kornvorräten ſchlummert. Murad hat den ganzen Tag gemäht, er iſt müde. Leiſe, leiſe wie der Mondſtrahl gleitet ſie hinab über die Felsen, den Waſſerkrug auf der Schulter. Erwacht ihr Bruder Medſchid, der bei dem Vieh draußen iſt, ſo geht ſie zum Brunnen. Aber Medſchid erwacht nicht, und auf der ſteilen Bergeshalde wartet Dſchandar auf Soltkäſſans Rücken, Dſchandar mit gezogenem Piſtol, gewappnet gegen Feind und Freund, und er hebt ſie zu ſich in den Sattel, und Soltkäſſan, der keines Fremden Berührung duldet — Leili darf auf ihm reiten; er kennt ſie, trägt ſie willig. Das iſt das höchſte Zeichen von Dſchandars Liebe, daß er Leili auf ſeinem Pferde reiten, mit ſeinem Lieblingsdolche ſpielen läßt.

So ging es einen Sommer lang. Gegen den Herbst aber ward zwischen den Leuten von Gumuch und Balai eine Neuerung beſchloſſen. Jahrtauſende gähnte der Abgrund, jahrhundertlang lagen ſich die beiden Dörfer ſo nah und doch ſo fern gegenüber, — endlich fand man es an der Zeit, eine Brücke zu bauen. Eine kunſtloſe Brücke aus einigen Baumſtämmen, ſo wie bei uns die Brücken ſind. Leicht war das Unternehmen trotzdem nicht, aber doch begann man die geeignetſten Eichbäume zu fällen und Steine herbei zu tragen, um die Stämme am Ende zu



Gadmerfließ und Wendenstöcke vom Sustenpaß aus.

beschweren. In beiden Dörfern herrschte eine freudige Aufregung. Die Seite, auf der Balai liegt, ist sonnig, dort wachsen die schönsten Stämme. Von Balai aus sollten sie über den Abgrund nach dem rauher gelegenen Gumuch hinüber geworfen werden.

Und alles ist bereit, und auf beiden Seiten rüstet man sich wie zu einem hohen Fest. Die

Gemeinden waren vollzählig versammelt, hüben und drüben, alle im Freien. Schüsse knallten und weckten das hallende, donnernde Echo der Felsen, als die Männer von Balai begannen, den ersten, riesenhaften Eichenstamm mit mächtigem Anstemmen vorwärts über die Klüfte zu schieben. Steine beschwerten das hintere Ende, um es an den Boden zu pressen: das vordere

aber ſchob ſich, von zwei gleich ſtarke Männerhäuflein, die rechts und links ſtanden, in ſeiner Richtung erhalten, langſam gerade vorwärts auf die Klippen von Gumuch. Am eifrigſten arbeitete Dſchandar. Er hat eins der Seile gepackt, die den Stamm umſchlingen und zieht gewaltig. Und Zoll für Zoll ſchiebt ſich der Baum über die Klufft, unbehauen, unentzündet, der erſte Balken der neuen Brücke. Und drüben, in Gumuch, ſind die Seilſchlingen in Bereitschaft, um den Balken zu fangen, und Spannung arbeitet in allen Geſichtern; jede Felzsacke iſt behängt mit einem fecken braunen Buben, der als erſter den Balken berühren, mit Händen ihn herüberziehen möchte. Lange arbeiten ſie.

Da! ein Jubelgeſchrei aus allen Kehlen! der Baumſtamm iſt gelandet, die Seile haben ihn gepackt, er kommt — er liegt, er iſt da — die erſte, ſchwerſte Arbeit iſt geglückt! Hüben und drüben knallen die Piſtolen; die älteſten Feuerſteinflinten ſelbſt hat man hervorgeholt, um den Freudenlärm zu vermehren.

In dieſem Augenblick tritt aus ihrem Hauſe Leili. Feſtkleider trägt ſie wie auf jener Hochzeit in Balai, aber auf dem Kopfe hält ſie, geſtützt mit beiden Händen, eine große, kupferne Schüffel mit Plow; das iſt die Feſtpeiſe für die Gemeinde. Sie tritt heraus, ſie ſieht hinüber nach Balai. Hell ſchimmert die Sonne über Balai, und dort, dicht am Felſenrande — wer tanzt? Es iſt Dſchandar! Vor Freude über das gelungene Werk, vor Freude, daß nun Gumuch und Balai einander nahe rücken werden, tanzt Dſchandar! Und wie tanzt er!

Und Leili ſchwimmt das Herz. Und ſie hält den Fuß nicht an bei den Thriſen, ſie ſieht — dort tanzt ihr Geliebter — und hier liegt der erſte Balken über der Klufft! Sie eilt, immer die Schüffel hoch auf dem Haupt, vorwärts, hinab — man ſieht ſie an, man will rufen, ihr nach-eilen, ſie halten — da — hat ſie ſchon den Fuß auf den Baumſtamm geſetzt, und furchtlos, mit freudeſtrahlenden Augen, geradeaus blickend nach dem Geliebten, ſetzt ſie Fuß um Fuß auf den ſchmalen Balken, ſchreitet ſie ſicher auf dem unbehauenen Eichenſtamm, der über dem gäh-nenden Abgrunde hängt!

Ich ſah ſie gehen. Ein zehnjähriger Bub war ich und hing an einem der Felſen in Balai, um auch zu ſchauen.

Da kam Leili gegangen — wie in der Luft ging ſie. Weit von den nackten Armen waren

die loſen Ärmel zurückgefallen, denn ſie hielt ja die Schüffel mit Plow auf dem Kopfe feſt. Klak, klak, klak! machten die roten Pantoffeln, aus denen die Ferſe bei jedem Schritte heraustritt. Schlank wie ein junger Tſchinar*, geſchmeidig wie eine Gazelle war ſie. Und ihre Augen glühten, und ihr Geſicht war wie eine Flamme. Und hinter ihr ſah ich die Leute von Gumuch, Beſtürzung, Zorn, Drohung auf jedem Geſicht, alle Dolche blinkten bloß, der finſtere Huſſain hatte ſeine Piſtole im Anſchlag. Ich ſah, wie er zielte auf Leili, auf die Tochter, die ſo alle Scham vergaß, daß ſie am lichten Tage vor der ganzen Gemeinde zu ihrem Geliebten zu gehen wagte. Ich ſah, wie Huſſains Hand zitterte und wie er die Waffe ſinken ließ, zum erſtenmal in ſeinem Leben. Hätte er Dſchandar gehaßt, ſeine Hand wäre wohl feſt geblieben.

Ich ſah auch Dſchandar! Ich war zehn Jahre nur, aber ich dachte: Glücklicher Dſchandar! Er tanzte immer ſchöner, immer wilder, immer dringlicher werbend um die furchtloſe Leili, die ſo offen zu ihm kam. Und er hielt ſie feſt mit ſeinen Augen, wie mit einer ſicheren Hand, daß ſie den Abgrund nicht ſähe, der unter ihr drohte, daß ſie nur ihn ſähe, der ihr entgegenlächelte.

Und ungefährdet, ohne zu ſtraucheln, ohne zu erblaſſen, kam ſie hinüber! Sie erreichte den Boden wie unbekümmert — was iſt ihr die Gefahr? Dort tanzt ihr Geliebter, und zu ihm geht ſie!

Und leuchtenden Auges kam ſie in den Kreis der Leute von Balai, die ſie ſogleich umdrängten. Ruhig nahm ſie die Schüffel vom Kopfe.

„Der Prieſter! der Muſſah!“ ſchrie es von allen Seiten, „der Prieſter! der Muſſah!“ klang es den Leuten von Gumuch beruhigend in die Ohren. Und ſie hatten die Beruhigung nötig, denn ſie warteten in finſterem Schweigen, was geſchehen werde, um die Schande von Leili und von ihrem ganzen Dorfe abzuwaſchen.

„Der Prieſter! der Muſſah!“

Das ſah jeder — nur ſofortige Hochzeit konnte Leilis und Dſchandars Ehre wieder herſtellen. Und der Muſſah war zum Glück bei der Hand. Mit lauterer Stimme, als er ſonſt zu tun pflegt, ſprach der haſtig Gerufene ſeine Gebete unter dem Schweigen der Gemeinde. Galt es doch, auch den Leuten von Gumuch dieſe Gebete vernehmbar zu machen.

So wurden Leili und Dſchandar noch in der-

* Pappel.

selben Stunde getraut, und die Schüssel mit Blom, die für Gumuch bestimmt gewesen, ward bei der Feier in Balai verzehrt. Die von Gumuch kamen zwar durch die Schlucht hinüber als Gäste, aber auf dem alten Umwege: Niemand versuchte es, Leili nachzutun. Nur die Liebe vermag auf den Wolken zu wandeln wie auf festem Boden!

Ein Wunder nur, daß die schwankende Brücke so starke Liebe trug!

Jetzt ist sie sicher und fest gebaut, die Liebesbrücke, denn Liebesbrücke hat man sie genannt, Liebesbrücke heißt sie bis heute. Ich sehe sie vor mir — so deutlich gegen den blauen Himmel — und dort schreitet Leili — es schimmert ihr rotes Kleid — das weiße Kopftuch flattert — wie Flügel schlagen die losen Ärmel — klak, klak, klak! — — —“

Und in Ugbars Augen trat es wie die Schwermut des heimwehfranken Adlers.

Sommerstille.

Des Himmels Ruppel blaut unendlich groß,
umhüllt von Stille, welche ausgebreitet
auf Flur und Wald, der Sommerfriede schreitet
ruhigam dahin und küßt der Erde Schoß.

Der Sonnenglast erglüht auf Strauch und Baum.
Welch selges Atmen in des Mittags Stunde,
gibt von dem sanften Glück der Stille Kunde,
ein Windchen spielt ganz sacht, man merkt es kaum.

Flügelbeschwingt wirft sich vom Ackerrand
der Lerche Jubel auf zum Himmelszelt.
So sommersonnenstill ist diese Welt,
traumtrunken schlafend wie ein Märchenland.

Edgar Chappuis.

Die Zentralheizung unseres Körpers.

Von Dr. P. Enderlein.

Warum hat unser Körper stets die gleiche Temperatur?

Es ist eigentlich eine erstaunliche Tatsache, welche gewaltigen Temperaturschwankungen unser Körper erträgt, ohne daß wir das irgendwie als Störung empfinden. Noch vor relativ kurzer Zeit fanden wir eine Temperatur von vielleicht 10 Grad Kälte durchaus „normal“, und jetzt empfinden wir das gleiche bei 25 Grad Wärme — unter besonderen Verhältnissen hält der Mensch noch weit erheblichere Temperaturschwankungen innerhalb von wenigen Stunden aus: wie kommt das eigentlich?

Zu einem gewissen Grad können wir uns natürlich gegen allzu starke Hitze oder Kälte durch entsprechende Kleidung, durch das Heizen unserer Aufenthaltsräume usw. schützen — aber das allein erklärt in keiner Weise die Tatsache, daß die mittlere Körpertemperatur des Menschen stets zwischen 37 und 37,1 Grad Celsius beträgt. Um diese „selbstverständliche“ Erscheinung zu ermöglichen, hat die Natur im Körper der Warmblüter, ganz besonders aber in dem des Menschen eine außerordentlich komplizierte „Zentralheizung“ geschaffen, deren Funktionen eines der größten von den vielen Wundern des Organismus darstellen.

Unsere Körpertemperatur ist in der Hauptsache das Resultat zweier Faktoren: der inneren, durch die Arbeit des Herzens, der Muskeln usw. bedingten Wärmeproduktion auf der einen

und der Wärmeabgabe an die Umgebung auf der anderen Seite. Wenn nun, wie wir wissen, unsere Körpertemperatur 37 Grad Celsius beträgt, und trotzdem etwa in den Tropen auch bei 45 Grad Hitze längere Zeit hindurch unverändert bleibt, dann ist das nur durch die Tätigkeit einer ganzen Reihe von besonderen Organen unseres Körpers möglich, die für einen Ausgleich der Spannungen zwischen den beiden Temperaturen zu sorgen haben. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß bei der Verdampfung von Wasser relativ viel Wärme gebraucht wird, die also der Umgebung entzogen werden muß — man spricht daher von der „Verdunstungskälte“ des Wassers. Von diesem physikalischen Vorgang macht unser Körper in größtem Maßstabe Gebrauch, wenn wir schwitzen. Beim Schwitzen verdampft ja bekanntlich Wasser auf der Haut, und diese Verdunstung braucht also Wärme, die dem Körper entzogen wird und ihn dadurch abkühlt. Je heißer es ist, und je intensiver wir arbeiten, desto rascher muß dieser Abkühlungsmechanismus arbeiten — das kann soweit gehen, daß zum Beispiel bei amerikanischen Schnittern, die bei großer Hitze arbeiten mußten, tägliche Schweißmengen von etwa 12 Liter beobachtet